

»Dass die Menschen sich da wohl fühlen ...« Die Gestaltung von Gottesdiensten und die Orientierung an der Lebenswelt der Gottesdienstgemeinde

Claudia Schulz

Im aktuellen kirchlichen Leben spielt die Orientierung an der Lebenswelt der Kirchenmitglieder oder der interessierten Menschen vielfach eine große Rolle. In Debatten um Strukturreformen und Strategien steht immer wieder die Frage im Mittelpunkt, wie sich die Kirche – beispielhaft in ihren Gottesdiensten – stärker an ihren »Zielgruppen« ausrichten könne, Angebote auf diese hin zuschneiden und ihre Interessen genauer in den Blick nehmen. Sowohl in der theologischen Argumentation als auch in der strukturell-kirchenreformerischen Logik stehen hier jedoch bei näherem Hinsehen ganz unterschiedliche Konzepte zur Disposition, die unter der Überschrift einer Zielgruppenorientierung durchaus konträre Ziele verfolgen und von gegenläufigen Voraussetzungen ausgehen: Soll eine Orientierung an der Lebenswelt der Menschen bedeuten, das eigene, die christlich-religiöse Botschaft nur noch genauer an den Mann und die Frau zu bringen, eben in der jeweils bevorzugten Sprache und für das jeweilige Verständnis aufbereitet? Oder soll vielmehr im Blick auf unterschiedliche Zielgruppen und deren Interessen das kirchliche Leben und möglicherweise auch die kirchliche Verkündigung verändert werden, der Lebenswelt der Menschen angepasst?

In diesen Diskursen stehen dann nicht nur Details des kirchlichen Lebens zur Disposition, etwa welche Musik in Gottesdiensten gespielt, ob alte oder neue Lieder gesungen oder ein Liedblatt zum besseren Verständnis der Liturgie ausgeteilt werden soll. Vielmehr greifen hier auch konträre Vorstellungen davon, wie die Kirche sich als Begleiterin des Lebens und zugleich als Gegenüber zum Alltagsleben darstellen soll. Soll die Kirche der Lebenswelt der Menschen so nahe wie möglich kommen und so gut wie möglich in ihren Erscheinungsformen den Gewohnheiten und Vorlieben der Menschen entsprechen – oder ist nicht so manches Bedürfnis vermeintlicher Zielgruppen gerade dadurch erfüllt, dass die Kirche – oder eine Gemeinde – eben nicht so ist, wie die Welt sich üblicherweise

darstellt?¹ Wie genau erfüllt die Kirche ihre diversen Funktionen in ausreichender Weise?

Festzustellen ist in dieser Diskussion eines sehr deutlich: Das Thema – die Frage nach einer Orientierung kirchlicher Arbeit an der Lebenswelt der Menschen – interessiert und bewegt grundsätzlich eine große Zahl kirchlich aktiver Menschen.² Die dahinter liegenden Haltungen und Argumentationen bleiben jedoch häufig unklar. In dieser Studie sind – mit spezieller Aufmerksamkeit für Gottesdienst und Liturgie – zahlreiche Aspekte einer Orientierung an »den Menschen« sichtbar geworden. Zunächst wurden in den Gruppendiskussionen mit Pfarrerrinnen und Pfarrern in den Konfliktlinien zwischen den Diskutierenden unterschiedliche Funktionen einer solchen Orientierung sichtbar und einzelne Argumentationen plausibel. Aufgrund dieser Erkenntnisse war es notwendig, an mehreren Stellen auch Bestandteile einer solchen Orientierung in die quantitative Studie aufzunehmen, damit der Zusammenhang zwischen Haltungen gegenüber einzelnen Elementen eines zielgruppen- oder lebensweltorientierten Arbeitens einerseits und komplexen liturgischen Haltungen andererseits hergestellt werden konnte.

Im Rückblick sind nun drei Dinge möglich: Erstens sind anhand der Gruppendiskussionen mit Pfarrerrinnen und Pfarrern Grundlinien der Argumentation sichtbar zu machen. Zweitens lassen sich in der Auswertung des Datensatzes Muster zeigen, in denen sich einzelne Argumente zusammen mit Vorlieben und Haltungen in der Gottesdienstgestaltung zu einer komplexen Logik verbinden. Drittens lassen sich im Rückblick auf die Gruppendiskussionen solche komplexen Logiken dort noch einmal aufsuchen und anhand des diskursiven Geschehens auf ihre konkrete Umsetzung in praktische Arbeit an Gottesdiensten befragen. Darin wird deutlich, wie sich einzelne Fragen der Gottesdienstgestaltung und liturgischen Arbeit zu komplexen Deutungsmustern zusammenfügen und was sich daraus für Erkenntnisse über das liturgische Handeln der Verantwortlichen gewinnen lässt.

-
1. Während beim Versuch, »Zielgruppen« der kirchlichen Arbeit erfolgreich anzusprechen, in der Regel ein quasi automatischer Erfolg einer Arbeit vorausgesetzt wird, die speziell auf ihr jeweiliges Gegenüber abgestimmt ist (wie etwa Jugendarbeit oder Frauenarbeit), finden sich die hier genannten kirchentheoretischen Fragen im Diskurs über den angemessenen Umgang mit Menschen aus unterschiedlichen Milieus oder verschiedenen Lebensstilen. Vgl. dazu *Claudia Schulz/Eberhard Hauschildt/Eike Kohler*, Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gemeinde, Göttingen 2009, 243–250 und 256–258; *Uta Pohl-Patalong*, Kommentar »Lebensstile« und Kirche. Praktisch-theologische Wahrnehmungen und kirchliche Konsequenzen, in: Wolfgang Huber/Johannes Friedrich/Peter Steinacker, Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, 273–278.
 2. In der Regel geschieht dies, ohne dass die Begriffe »Zielgruppe« oder »Lebenswelt« vorab definiert würden.

Diese drei Schritte möchte ich in diesem Abschnitt in aller gebotenen Kürze und notwendigerweise nur exemplarisch gehen. Die begriffliche Unschärfe zwischen einer »Zielgruppenorientierung« und der Ausrichtung auf die »Lebenswelt« stellt eine eigene Herausforderung dar.³ Sie ist insofern an dieser Stelle nicht zu lösen, als die Befragten im qualitativen und quantitativen Studienabschnitt jeweils eigene Interpretationen einspielen und ihrerseits die Unschärfe bedienen. So wäre für die Analyse wenig damit gewonnen, im Vorfeld eine begriffliche Schärfung von außerhalb des Befragungsprozesses vorzunehmen. Vielmehr muss es hier darum gehen, Konzepte voneinander zu unterscheiden und (im Sinne der Befragten) die jeweils geeigneten Begriffe zu finden, um die Konzepte exakt beschreiben zu können.

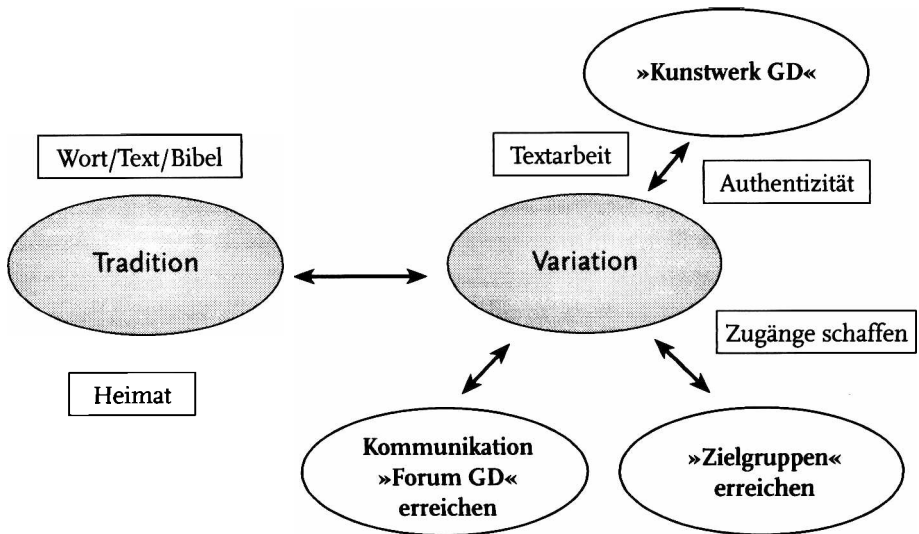
1. Qualitative Annäherung an Diskurse rund um das Konzept einer »Lebensweltorientierung«

In den Gruppendiskussionen mit Pfarrerinnen und Pfarrern über die Gestaltung von Gottesdienst und Liturgie fungiert das Gespräch über eine Lebenswelt- oder Zielgruppenorientierung häufig innerhalb einer begrenzten Zahl von Konfliktlinien. Die wichtigsten Linien möchte ich hier als Teil der Analyse der Gruppendiskussionen vorstellen und zeigen, welche Bedeutung sie in diesen Diskursen bekommen. Die zentrale Diskurslinie hat die »Tradition« im Gegensatz zur »Variation« zum Inhalt,⁴ also den Grundbestand der Kirche an biblischer Überlieferung und traditionellen liturgischen Elementen und die Frage, welche Relevanz diese im gottesdienstlichen Handeln haben sollen.⁵

-
3. Es vermischen sich strategische Überlegungen, nach denen »Zielgruppen« – oder im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit: »Dialoggruppen« – vor allem mit dem Ziel des Wachstums oder der Konsolidierung des Mitgliederbestandes vor Augen sind, mit einer Orientierung an der »Lebenswelt«, die vor allem dazu dienen soll, inhaltliche Aussagen mit den Lebens- und Wahrnehmungsgewohnheiten der Menschen kompatibel zu machen. Wo sich diese unterschiedlichen Ziele mischen oder wo sie in einem Arbeitsfeld notwendigerweise beide berücksichtigt werden müssen, ist mit einer begrifflichen Schärfe nicht zu rechnen.
 4. Die Begriffe stehen hier als Namen für Konfliktlinien, nicht für die Inhalte der Begriffe im Normal-sprachlichen.
 5. Diese Frage nach Gegensatz oder auch Zusammenwirken von Tradition und Variation wird an anderer Stelle auch als Frage nach der »Mischung von alt und neu« diskutiert, mit Blick auf die Rezeption liturgischer Elemente durch Besucherinnen und Besucher eines Gottesdienstes und deren Einschätzung von »vertrauten« und »fremden« Elementen; vgl. *Hanns Kerner, Der Gottesdienst. Wahrnehmungen aus einer empirischen Untersuchung unter evangelisch Getauften in Bayern, Perspektive Gottesdienst*, hg. vom Gottesdienst Institut der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, o. O., o. J., 38f.

In den Gesprächen mit den Befragten wird die Bedeutung der »Tradition« anhand ihrer Leistungen im Gottesdienst herausgearbeitet: »Tradition« trägt über individuelle Ansichten und Einzelsituationen hinaus, gibt Menschen Heimat, garantiert den vertrauten Rahmen für den Gottesdienst und schafft es, dass der Gottesdienst als gerade nicht lebensweltliches Geschehen die Verkündigung ausgesprochen effektiv leisten kann. Ihr Gegenstück, die »Variation«, steht für eine situative Ausgestaltung der bewährten Inhalte, für die grundsätzliche Freiheit zur Anpassung an lebensweltliche Bedürfnisse der Menschen oder gar die Notwendigkeit einer Rücksichtnahme auf die gesellschaftlichen und individuellen Kontexte von Liturgie und Verkündigung. In dieser zentralen Konfliktlinie stehen sich Befragte mit ihrer Haltung in Bezug auf Gottesdienst und Predigt gegenüber.

Abbildung 1: Zentrale Konfliktlinien in Bezug auf Liturgie und Gottesdienst



Die Wertschätzung liturgischer Variation im Gottesdienst ist ihrerseits aus unterschiedlichen Motiven gespeist, wie sich in der Analyse der Diskussionen zeigen lässt: Den einen kommt es besonders auf die kommunikativen Effekte der liturgischen Variation im Gottesdienst an: Mit der Freiheit zur Varianz wird die Funktion des Gottesdienstes als »Forum« gestärkt, in dem sich die Vielfalt abbildet und der Austausch der Beteiligten untereinander vertieft wird. Das gottesdienstliche Miteinander der Beteiligten wird in dieser Logik in der Regel unmittelbar als ein solcher Austausch, als echte Kommunikation miteinander bewertet. Andere sehen sich stärker als Liturgie Gestaltende und stellen darin das »Erreichen«

von »Zielgruppen« bzw. die Nähe zur »Lebenswelt« der Teilnehmenden in den Mittelpunkt. Verwandt mit diesem Selbstverständnis der liturgisch Agierenden ist ein drittes Konzept auf der Basis der hohen Wertschätzung für die liturgische Variation: Hier mündet die eigene Gestaltungsfreiheit im besten Fall in ein »Gesamtkunstwerk Gottesdienst«. Es wird erreicht durch eine hohe Authentizität der Liturgin oder des Liturgen, die sich in dieser Perspektive in einer hohen Übereinstimmung der verwendeten Texte mit der eigenen Sprache darstellt: Liturgische Texte sind häufig »selbstgemacht«. Eigene Formulierungen sichern in dieser Logik sowohl die eigene Übereinstimmung mit dem liturgischen Handeln als auch einen leichten Zugang für »Kirchenferne« und »liturgisch Ungeübte« zum liturgischen Geschehen.

Hinter diesen Positionierungen stecken sehr vielfältige Vorstellungen davon, was »die Menschen brauchen«, wenn sie einen Gottesdienst besuchen, was ihnen hilft, etwas vom Evangelium zu hören und zu verstehen, oder auch was für sie insgesamt einen Gottesdienstbesuch attraktiv macht. Verbunden damit steht dann immer wieder zur Debatte, welche Rolle eigentlich die Pfarrerin oder der Pfarrer dabei spielt, wenn es darum geht, in der liturgischen Gestaltung das eine oder andere zu erreichen: Ist sie oder er vor allem dafür zuständig, das Bestehende immer zu neu zu ermöglichen, oder besteht die Notwendigkeit, in eigener, jeweils neuer Gestaltung das Göttliche auch erfahrbar zu machen? Insofern gehört es unmittelbar zu dieser Positionierung, zugleich eine Haltung auf der Diskurslinie von »Tradition« und »Variation« zu entwickeln und in der Ausdeutung des eigenen liturgischen Handelns entsprechend zu begründen.

Ausgehend von dieser Diskurslinie von »Tradition« und »Variation« – letztere nahezu immer als Voraussetzung für eine Orientierung an Zielgruppen gottesdienstlicher Arbeit gedacht – ergeben sich für die Befragten zugleich zahlreiche theoretische Fragen. Dazu zählt zum einen die ekklesiologische Frage, wer denn eigentlich die Gemeinde sei – hier: die Gottesdienstgemeinde –, wer hier also den Gottesdienst eigentlich feiere und dafür die Verantwortung trage und auf wen dabei Rücksicht zu nehmen sei. Sind »Kirchenferne« in diesem Verständnis »Fremde« oder sind sie viel mehr »Einheimische«, Teil der Gemeinde? Gehören sie dazu, auch wenn sie selten kommen, haben sie damit gleiche Rechte, so dass man auch ihre Vorstellungen und Kenntnisse berücksichtigen muss, oder sind sie eigentlich nur Gäste und müssen sich darum anpassen, sich an den liturgischen Bogen eines Gottesdienstes gewöhnen, damit der dann auch auf sie die gewünschte »Wirkung« haben kann?

Damit verbunden die (manchmal implizite) Frage nach der (gottesdienstlichen) Strategie einer Gemeinde nach »außen«, also über die »Kern-« oder Gottesdienstgemeinde hinaus: Welches Vorgehen liegt nahe angesichts von Menschen, denen

das gottesdienstliche Geschehen eher fremd ist – in einer Gesellschaft, in der der Kirchgang zur unüblichen, oft fremdartigen Beschäftigung geworden ist? Muss Kirche sich (auch im Gottesdienst) öffnen und »weltförmig« werden, damit Menschen überhaupt einen Zugang bekommen können, wie es die Vertreterinnen und Vertreter der »Variation« annehmen? Oder soll sie gerade – und im liturgischen Handeln besonders spürbar – Gegenwelt zur gewohnten, alltäglichen Lebenswelt sein und dadurch ein Beheimatungspotenzial mit einem unverwechselbaren Charme entwickeln, den auch »Kirchenferne« spüren werden, wenn sie einmal nähertreten, wie es häufig der Position der »Tradition« entspricht?

Und damit ist schließlich für die Mehrzahl der Befragten, die stärker in der Logik der »Variation« argumentieren, der Diskurs um die rechte Pädagogik bzw. die rechte liturgiedidaktische Haltung verbunden: Soll man so viel wie möglich – implizit oder explizit – erklären und Zugänge (vor allem zur Liturgie und den traditionellen Texten und Abläufen) von vornherein erleichtern? Oder soll man eher auf die Eigendynamik setzen, die eine »gute Liturgie« zu entfalten vermag, indem sie Menschen quasi von selbst mit ins Geschehen nimmt, das Wesentliche »in actu« vermittelt und beim wiederholten Besuch ihren Zauber entfaltet?

Im Gegenüber einer vor allem an der Gemeinschaft orientierten Position, die in erster Linie auf Austausch und Verständigung zielt, mit einer vor allem am »Kunstwerk Gottesdienst« orientierten Position, in der die Liturgin für das Gelingen sorgt, indem sie die eigene Person und ihre Möglichkeiten nutzt, wird deutlich: Dies alles sind offensichtlich keine rein kirchentheoretischen oder liturgiedidaktischen Fragen mehr. Hier wird zugleich die Rolle einer Pfarrerin in der Gottesdienstgestaltung diskutiert sowie – und hier wird es in der Diskussion um das Evangelische Gottesdienstbuch besonders interessant – die Bedeutung der Liturgie insgesamt. Wie steht es um eine »Zugänglichkeit« zum liturgischen Geschehen? An welcher Stelle soll die Wirkung auf »liturgisch Ungeübte« überhaupt eine Relevanz für das Handeln bekommen (dürfen)? Und wie viel eigene Gestaltung der Verantwortlichen in Texten und Variation von liturgischen Stücken »braucht« die Liturgie für eine hinreichende Lebensweltnähe – wo ist eine solche eher weniger angebraucht oder »stört« sogar das Geschehen? Diese Fragestellung floss ein in die Entwicklung eines Items, das erheben sollte, ob man einen Gottesdienst auch einmal »ohne eine liturgische Form feiern« könne, wenn es sich um einen »besonderen« Gottesdienst für bestimmte Zielgruppen handelt (F8_13).

Diese, liturgiewissenschaftlich gesehen unsinnige, Fragestellung, über die in der Auswertung des Materials schon gesprochen wurde, half in der Auswertung zu verdeutlichen, wie groß die Unterschiede zwischen den Befragten sind, wenn es um das Verständnis von »Liturgie« geht: Ist sie primär der »Ablauf« bzw. das

»Programm« eines Gottesdienstes – wobei entsprechend nur noch ein Rahmen auszufüllen bzw. eben zugunsten so mancher Zielgruppe Teile wegzulassen wären – oder bedeutet sie stärker einen inneren Zusammenhang, in dem entsprechend ein »Feiern ohne Liturgie« gar nicht denkbar ist?

Die hier zusammengetragenen Diskurslinien und konkreten Bedeutungsgelände in Bezug auf die liturgische Gestaltung von Gottesdiensten finden sich nun im Fragebogen zur quantitativen Studie wieder. Der folgende Abschnitt soll einen Überblick über die Umsetzung geben und zugleich die wichtigsten Erkenntnisse aus dem zweiten Studienabschnitt bündeln.

2. Die »Lebensweltorientierung« in der Repräsentativerhebung

Im umfassenden Fragebogen bildet die Bedeutung der Orientierung an der Lebenswelt der Befragten lediglich eine Dimension neben anderen. Um eine solche Orientierung in verschiedenen Weisen abfragen zu können, wurden einzelne Frageelemente in umfassende Itembatterien eingebaut, in denen nun in größerem Umfang die Meinungen erhoben wurden. Konkrete Gewohnheiten etwa liturgiedidaktischer Art erfragten wir gemeinsam mit anderen liturgischen Gewohn- und Gegebenheiten. Viele Fragen waren so gestaltet, dass sie für mehrere Auswertungsschwerpunkte interessant sind.

Es war im Bogen die Relevanz einzelner Elemente des Gottesdienstes erfragt, darunter die einer »hohen Besucherzahl« (F7_1), einer »leichten sprachlichen Zugänglichkeit der Texte« (F7_6), einer »Ausrichtung auf die Bedürfnisse der Teilnehmenden« (F7_8) oder einer »leichten Zugänglichkeit für Kirchenferne« (F7_11). Umgekehrt war gefragt, ob es sinnvoll sei, liturgische Elemente »wegzulassen«, die vielen Gottesdienstbesuchenden nicht unmittelbar verständlich sind (F8_7). Es wurde erhoben, wie es bei den Befragten um die konkret organisierte »Zugänglichkeit« steht, ob etwa ein »Informationsblatt mit dem Ablauf« ausgeteilt wird (F6_3). An diesem Beispiel wird deutlich, dass sich auf Grund von Informationen über diesen Sachverhalt zwar etwas aussagen lässt über das Verhalten der Befragten, dass quasi »dahinter« jedoch Konzepte stehen, von denen sich erst in einer Nahaufnahme, unter Berücksichtigung der jeweiligen Perspektiven der Befragten, sagen lässt, wie sie mit liturgischen Konzepten oder auch Konzepten einer »Lebensweltorientierung« in Verbindung stehen. So kann ein Informationsblatt je nach Gestaltung des Gottesdienstes eine Möglichkeit sein, der Gottesdienstgemeinde die innere und äußere Beteiligung zu erleichtern, ebenso kann auch das Gegenteil der Fall sein, wenn Menschen den Eindruck gewinnen, sie seien bei einer Spezialveranstaltung, bei der man ganz genau auf der Höhe des

Ablaufes sein müsse, um sie zu verstehen. In diesem Sinn kann sowohl die Verwendung eines Informationsblattes zu einem expliziten Konzept gehören, das Menschen den Zugang erleichtern soll, als auch der Verzicht auf solch ein Blatt.

Und schließlich fragten wir nach der vermuteten Relevanz der Ausgestaltung des Gottesdienstes durch die Pfarrerin oder den Pfarrer: Ist sie oder er dafür zuständig, »dass sich Menschen im Gottesdienst wohlfühlen« (F12_9), soll berücksichtigt werden, »was die Menschen an Vorstellungen und Kenntnissen mitbringen« (F8_9), und ist es wichtig, dass Texte eine gewisse Alltagsnähe aufweisen – oder ist es umgekehrt eher so, dass Pfarrerinnen und Pfarrer sich gegenüber den »gegebenen«, traditionellen Texten mit ihren »eigenen Vorlieben und Sprachgewohnheiten zurücknehmen« (F8_11) sollen?

In der Auswertung verdeutlichte sich der relativ starke Konsens unter den Befragten, dass die Gottesdienstbesucherinnen und -besucher und ihre Kenntnisse, Vorerfahrungen und Interessen in ihrer Gestaltung von Gottesdienst und Liturgie eine wichtige Rolle spielen sollen. Vor allem ein Bezug zum Alltagsleben der Gottesdienstgemeinde ist den Befragten wichtig, die Berücksichtigung der Bedürfnisse der Menschen und ebenso die Zugänglichkeit der Texte auch für so genannte Kirchenferne.⁶ Dabei überraschte, dass für die Befragten offenbar nur in Einzelfällen ein Widerspruch zwischen dem Anspruch des Evangeliums und den Bedürfnissen der Menschen im Gottesdienst bestand. Nach der Analyse der Gruppendiskussionen hätten wir erwartet, dass viele davon ausgehen, dass traditionelle Texte und ungewohnte liturgische Stücke trotz ihrer Sperrigkeit – oder auch gerade deshalb – ihre Wirkung entfalten und somit eine Lebensweltorientierung im Sinne einer gewissen Anpassung an die Gewohnheiten der Menschen nicht nötig – sogar kontraproduktiv – sei. Ein solches Gegenüber der Konzepte war jedoch auf der Basis des Datensatzes auch in Kreuzauswertungen nicht nachzuweisen, etwa im Sinn einer Konfliktlinie zwischen Traditionsorientierung um des Evangeliums willen einerseits und einer Variation um der Menschen willen andererseits. Wer also der Meinung ist, gerade die Zumutung unbekannter liturgischer Stücke berge einen wichtigen Teil ihrer Wirkung, sieht einen bewussten Einsatz solcher traditioneller Stücke nicht im Gegensatz zu einer grundsätzlichen Aufmerksamkeit für die Interessen und Bedürfnisse der Menschen, die an einem Gottesdienst teilnehmen.

Jenseits eines solchen Konsenses in Bezug auf die Lebensweltorientierung der liturgischen Gestaltung des Gottesdienstes finden sich dennoch ganz unterschied-

6. Vgl. *Claudia Schulz*, Die Gestaltung von Gottesdiensten und die Nutzung des Evangelischen Gottesdienstbuchs. Grundlegende Ergebnisse der empirischen Studie, in diesem Band, wie die Grundauszählung im Anhang.

liche Konzepte darüber, wie sich denn eine solche Orientierung an Bedürfnissen, Interessen und Gewohnheiten gegenüber der Wertschätzung für Tradition und unveränderlicher Botschaft verhalten.

3. »Lebensweltorientierung« in gegenläufigen Konzepten – Einsichten aus der Clusteranalyse

Es gehört – so ein relativer Konsens unter den Befragten – zur Professionalität einer Pfarrerin oder eines Pfarrers oder auch nur zum guten Ton, in der Gestaltung der Gottesdienste auch auf die Resonanz zu achten, auf eine Passung von Inhalt, Ort, Kasus und Zielgruppe. Was dieses jedoch im Konkreten bedeutet, ist auf der Ebene der quantitativen Erhebung erst mit einer Clusteranalyse sichtbar zu machen. Die Cluster erfassen jeweils eine größere Zahl von Befragten, die in verschiedenen Items rund um ein Thema ein ähnliches Antwortverhalten zeigen – etwa gemeinsam das eine ablehnen und das andere befürworten und darin eine ähnliche Haltung aufweisen. Die Cluster lassen sich darin als Typen des liturgischen Verständnisses begreifen und nutzen. Im einzelnen sind diese Typen an anderer Stelle ausführlich dargestellt, hier interessieren die beiden Typen von Befragten, in deren Argumentationen die »Orientierung an der Lebenswelt« der Menschen im weitesten Sinn eine große Rolle spielen, die diese jedoch in unterschiedlichen Logiken verstehen und umsetzen möchten.

Es handelt sich bei diesen beiden Typen um den der »Lebensweltorientierten« (Cluster 1) sowie den Typus der »gestaltenden Liturgen« (Cluster 4). Im Vergleich beider Cluster ergeben sich zum einen Erkenntnisse über das konkrete Verständnis der Befragten dieses Typs von Liturgie und Predigt einerseits und lebensweltorientierter Arbeit andererseits. Anhand der Befragungsdaten lassen sich diese beiden Positionen darstellen und aus den damit gewonnenen Profilen Unterschiede im Verständnis einer Lebensweltorientierung skizzieren.

Die »Lebensweltorientierten« zeigen ein Verständnis von Gottesdienst und Liturgie, in dem die Menschen, die an einem Gottesdienst teilnehmen, selbstverständlich den Deutungs- und Gestaltungshorizont für das gottesdienstliche Geschehen bilden: Je besser der Gottesdienst zur Lebenssituation der Menschen passt, je genauer darin ihre Bedürfnisse und Vorverständnisse erahnt und auf diese reagiert wird, desto eher erscheint er gelungen. Der Gottesdienst sollte darum auch in Inhalten und Kommunikationsformen eine große Nähe zum Alltagsleben der Teilnehmenden aufweisen. Eine freie Begrüßung (anstatt oder als Umrahmung eines liturgischen Grußes) und gesondert aufbereitete und möglich wenig »sperrige«, traditionelle Texte sollen etwa eine solche Nähe zum Alltagsle-

ben sichern. In dieser Logik kommt der Aufbereitung und Bearbeitung von Texten durch die Liturgin oder den Liturgen eine große Bedeutung zu, fast möchte man meinen, diese Eigenleistung sei quasi das notwendige Scharnier zwischen Tradition und Alltagsleben, indem der Geschmack der jeweils Verantwortlichen als Indikator dafür fungiert, was nah und was eher fern der Lebenswelt der Menschen ist. Entsprechend wird der »Variation« in der Liturgie ein hoher Stellenwert eingeräumt: Sie sichert die Lebensweltnähe – ohne sie wäre eine solche kaum erreichbar, denn Liturgie erklärt und erschließt sich in dieser Perspektive nicht von selbst. Ohne die beschriebene Aufbereitung der Texte und eine Sicherung des »roten Fadens« im Gottesdienst durch die Verantwortlichen verwirklicht sich ihr Nutzen nicht.

Dieses Bemühen um Nähe zur Lebenswelt der Menschen richtet sich auch auf eine möglichst hohe »Beteiligung« der Teilnehmenden, wobei der Begriff »Beteiligung« wie schon der Begriff »Liturgie« von den Befragten sehr vielfältig verstanden wurde und eine nähere Fassung notwendig ist. Für die »Lebensweltorientierten« bedeutet »Beteiligung« eine hohe aktive Einbindung verschiedener Menschen, z. B. von Ehrenamtlichen und Kirchenmusikerinnen/Kirchenmusikern in die Vorbereitung des Gottesdienstes bis hin zur gemeinsamen Predigtvorbereitung. Aber auch die Teilnehmenden des Gottesdienstes sollen in die konkreten Abläufe stark eingebunden sein mit dem Ziel, etwa ein starkes Gemeinschaftsgefühl als eine Botschaft des Gottesdienstes zu erleben. Entsprechend hängt für die »Lebensweltorientierten« das Gelingen eines Gottesdienstes deutlich weniger stark von der Pfarrerin oder dem Pfarrer ab als bei anderen Typen.

Selbst die Predigt bekommt hier einen weniger hohen Stellenwert – sie kann vielfältige Gestalt annehmen und es könnte sogar auf sie verzichtet werden, wenn denn auch ohne sie die religiöse Erfahrung ermöglicht wird. Die Predigt dient hier in erster Linie der Verständigung der Predigerin/des Predigers mit den Anwesenden über deren Leben – im Sinne der »Lebensweltorientierten« möchte man sagen: deren Alltagsleben. Verkündigung geschieht im Dialog auf Augenhöhe, eher nicht »von oben« oder durch Gott selbst.

Dagegen betrachten die »gestaltenden Liturgen« eine feste liturgische Form und ebenso die Verwendung »gegebener Texte« aus der Tradition als zentral für ihre Gottesdienste, ohne damit auf eine Orientierung an der Lebenswelt der Menschen und auf das Bemühen um eine verständliche Sprache, eine leichte Zugänglichkeit des Gottesdienstes für »Kirchenferne« und ein Wohlgefühl im Gottesdienst verzichten zu wollen. Liturgie »wirkt« aus dieser Perspektive gerade darin, dass die liturgisch Verantwortlichen eigene Vorlieben zurücknehmen. Ein liturgischer Gruß gehört selbstverständlich zum Gottesdienst wie die Predigt, die für diesen Typ zum Kern eines Gottesdienstes gehört.

Für die »gestaltenden Liturgen« zeigt sich gerade am Beispiel der Predigt ein komplexer Sachverhalt: Hier wird Lebensweltnähe erreicht gerade dadurch, dass in der Predigt das Leben der Hörenden im Vordergrund steht. Gleichzeitig spricht Gott in der Predigt zur Gemeinde, was gemeinsam mit einer Ausrichtung der Inhalte am Alltag der Hörenden eine einzigartige Wirkung entfaltet. So ist auch in der Gestaltung der Liturgie eine feste liturgische Form konsequent der jeweiligen Freiheit zur Variation übergeordnet – wobei gerade die feste Form umgekehrt zur Basis für die liturgische Freiheit wird. Von hier aus erfährt nun die Lebensweltorientierung im Gottesdienst eine hohe Aufmerksamkeit, etwa in der Gestaltung von Informationsblättern, die den Zugang erleichtern sollen, oder auch im Einbeziehen von Ehrenamtlichen und Kirchenmusik in die Vorbereitung von Gottesdienst oder Predigt.

»Beteiligung« ist hier in der Folge ebenso als praktische Beteiligung etwa in der Vorbereitung des Gottesdienstes gedacht wie auch als innere Beteiligung der Teilnehmenden. Letzteres wird möglich, indem ihnen der Zugang zur liturgischen Form und zu den Themen der Predigt so weit wie möglich erleichtert wird und sie in Folge Gemeinschaft im Gottesdienst erfahren können.

Im Vergleich der beiden Typen wird deutlich, welche unterschiedlichen Bedeutungsdimensionen ein Bemühen um eine möglichst große Nähe zur Lebenswelt der am Gottesdienst Teilnehmenden bekommen kann. Liturgische Formen, die Predigt und die eigene Arbeit in der liturgischen Ausgestaltung erhalten jeweils hierzu eine eigene Funktion. Zusammenhänge mit allgemeinen theologischen, speziell homiletischen und kybernetischen Ideen werden geknüpft und mit der einen oder anderen Logik verbunden. Im folgenden Schritt möchte ich nun anhand des qualitativen Befragungsmaterials an zwei Beispielen diese Stränge verfolgen und zeigen, wie das Selbstverständnis als Liturg oder Liturgin und das Verständnis der Predigt und ihrer Funktion zu einem komplexen Entwurf von Lebensweltorientierung beitragen und welche weiteren Deutungen damit verbunden werden.

4. Konzepte der Lebensweltorientierung im pastoralen Selbstbild und in der Arbeit an Liturgie und Predigt – Vertiefung mit Hilfe der Gruppendiskussionen

4.1 Strittige Prinzipien einer Orientierung an der Lebenswelt im pastoralen Handeln

Da die Typenbildung in der Clusteranalyse unabhängig von den Befragten der Gruppendiskussionen durchgeführt wurde, die Diskutierenden also nicht zwei-

felsfrei einem Cluster zugeordnet werden können, dienen an dieser Stelle die Typen aus der Clusteranalyse als Suchkategorie in der Interpretation des Materials. Wo dort (vermeintlich) Befragte im Diskurs die zentralen Logiken eines der ermittelten Cluster bedienen, untersuche ich die betreffende Textstelle näher und erarbeite auf dieser Basis weitere – die bisherige Logik verdichtende – Erkenntnisse über Funktion und Binnenlogik einer gottesdienstlichen Orientierung an der Lebenswelt. In diesem Auswertungsschritt werden zwei Gruppendiskussionen herangezogen, und zwar Pfarrerinnen und Pfarrer in einer Großstadt (GD 1) sowie in einer Kleinstadt in Norddeutschland (GD 3). Beide Landeskirchen, in denen die Diskussionen stattfanden, haben eine lutherische Tradition. Die Pfarrerinnen und Pfarrer differieren in Dienstalster, Arbeitsplatz und Geschlecht. Innerhalb dieser beiden Diskussionen wähle ich für diesen Arbeitsschritt Textauschnitte mit hoher interaktiver Dichte, in denen Positionen kontrastiert und die Deutungshorizonte der Teilnehmenden unterschiedlich – oft gegenläufig – eingebettet werden.

Das erste Textbeispiel stammt aus der Diskussion mit Pfarrerinnen und Pfarrern in einer norddeutschen Kleinstadt (GD 3). Der Eingangsimpuls der Interviewerin führt hier, nach allgemeinen Informationen und einer kurzen Vorstellungsrunde, die Befragten in eine längere Zeit des Nachdenkens und anschließend in eine erste Gesprächsphase, die hilft, dieses umfangreiche Thema zu erschließen. Die ersten beiden Wortbeiträge zeigen, wie vielschichtig der Gottesdienst von den Befragten aufgenommen wird:

I:

Wenn Sie an Ihre Gottesdienste denken: Worauf kommt es dabei in Ihren Augen an. (18) Was ist Ihnen wichtig bei Ihren Gottesdiensten. (10)

Bernhard Wagner:

Für mich 'n Stück 'n Gottesdienst, dass die Leute, die kommen, auch Heimat finden, 'n Stück Vertrautheit, und dass das Leben vorkommt, dass das Leben im Gottesdienst mit dem Glauben ins Gespräch kommt. Durch Predigt und mit der Liturgie auch in der Tradition.

Peter Freund:

Ich wills mal, ich bin 'n bisschen computerinteressiert und ich sags mal in der Sprache, Gottesdienst, aber auch andre Gemeindeveranstaltungen, aber vor allem Gottesdienst ist der Chatroom, wo wir uns 'nen Update holen und

uns darüber verständigen, mit was wir uns weiter beschäftigen wollen. Also, es geht um einen kreativen Impuls zum Selber-Glauben. Der soll über die Woche tragen, und das Ganze unter Gottes Segen macht es etwas mit den Menschen, macht auch noch etwas mit mir, meine eigene Predigt, dann ist es gut.

(GD3 – Pfarrer/innen Kleinstadt Nord)

Der erste Beitrag eröffnet die Palette relevanter Bereiche im Gottesdienst: Die »Leute, die kommen«, sind hierin der Anfangs- und Angelpunkt, ihre Bedürfnisse stehen im Vordergrund und bilden die Interpretationsfolie für das, was die Gruppenmitglieder jetzt formulieren. Diese Sortierung von Vor- und Nachrangigkeit wird in der Gruppe akzeptiert. Strittig ist, worauf es ankommt, aber nicht, dass es die Besucherinnen und Besucher eines Gottesdienstes sind, um derentwillen etwas im jeweiligen Sinne »gut« sein soll. Hier ist nun die Thematik vielschichtig und wird im ersten Beitrag entfaltet (»Heimat« bzw. »Vertrautheit«, Nähe des Gottesdienstes bzw. des Glaubens zum »Leben«, eine Begegnung zwischen beiden in der Form eines »Gesprächs«, einzelne Elemente des Gottesdienstes wie »Predigt« und »Liturgie« und schließlich die »Tradition«, der Liturgie nachgeordnet).

Der erste Protagonist in der Diskussion, Bernhard Wagner⁷, erscheint im Sinn der oben erwähnten Clusteranalyse als ein »gestaltender Liturg« (Cluster 4): Zwar liegen ihm die Bedürfnisse der Menschen im Gottesdienst und die Nähe des Gottesdienstes zu ihrer Lebenswelt am Herzen (*»dass das Leben im Gottesdienst mit dem Glauben ins Gespräch kommt«*), dies geschieht aber ausdrücklich nicht in einer Hinwendung zu neuen Texten, zu Überarbeitungen und gesondertem Bemühen um Beheimatung, sondern in dem, was im Gottesdienst bereits stattfindet. »Vertrautheit« muss in diesem Sinn nicht erst durch verstärkte Lebensweltnähe des gottesdienstlichen Handelns hergestellt werden, sie wird bereits durch das Gegebene erreicht.

Der zweite Beitrag bildet zunächst von der Wahl der Begrifflichkeiten einen Gegenpart, den vertrauten, zum Gottesdienst passenden Begriffen werden deutlich gottesdienstferne Begriffe entgegengestellt: Gottesdienst nicht »in der Tradition«, sondern als »Chatroom«, in dem ein »Update« möglich wird. Aber auch jenseits der Begriffe wird hier eine zumindest latente Gegenposition sichtbar: Statt »Vertrautheit« steht hier die »Verständigung« im Mittelpunkt: Gottesdienst

7. Die Namen der Teilnehmenden sind durch Phantasienamen ersetzt.

bietet nicht die altvertraute Heimat, sondern die lebensnotwendige neue Ausrichtung, den »kreativen Impuls«. Hier wird, und das ist eine zentrale Antwort auf die Frage nach der pastoralen Rolle, die liturgisch handelnde Person selbst zur Zielgruppe des gottesdienstlichen Geschehens. Im Sinne der Clusteranalyse erscheint der Protagonist dieses Beitrags, Peter Freund, als »Lebensweltorientierter« nach Cluster 1. Nicht nur spielt hier die Kommunikation eine zentrale Rolle, auch lebt der Gottesdienst in seinen Details aus der Verständigung mit den Teilnehmenden, während die gegebenen liturgischen Anteile zurücktreten. Inwiefern sich diese Haltung nun auch auf die konkrete Gestaltung der Liturgie auswirkt, lässt sich aus dieser Passage heraus nicht deuten.

Im Gruppengespräch geht diese Diskurslinie »Rolle der liturgisch handelnden Person« ebenso wie die Frage, wodurch denn eine Nähe zur Lebenswelt und damit ein Nutzen für die Teilnehmenden im Gottesdienst erreicht wird, nun in die zweite Runde. Diese dient der Gruppe dazu, das Thema »Was ist wichtig im Gottesdienst« auf grundlegende Elemente zu reduzieren und einzelne Motive diskursiv einander zuzuordnen. Zunächst erweitert eine Teilnehmerin das Motiv »Gottesdienst als Heimat« um eine Einordnung der eigenen pastoralen Funktion in dieses Beheimatungsgeschehen:

Heike Hoffmann:

Also mir ist in meinen Gottesdiensten wichtig, dass die Menschen sich da wohl fühlen, ein Zuhause, eine Heimat haben, dass sie etwas haben, wo sie sich dran festmachen können. Punkte, an denen sie sich verankern können, und gleichzeitig spüren, neben dem, was mich so alltäglich bewegt, gibt es was Heiliges. Und das Heilige kommt hier in mein Leben mitten hinein. Und das erfahre ich, das erlebe ich, und das ist beim Gestalten der Gottesdienste wichtig, das in Akzenten so rüber zu bringen.

Gisela Meyer:

Ja, das klingt vielleicht etwas altmodisch, wenn ich das jetzt erst mal so sage, Gottesdienst ist für mich einmal Dienst Gottes an uns und mein Dienst an der Gemeinde, aber auch der Dienst der Gemeinde. Und damit wäre ich für mich beim Kernpunkt. Für mich ist es ganz wichtig, wenn viele aus der Gemeinde mit ihrer eigenen Sprache in den Gottesdienst kommen, weil ich gemerkt habe so im Laufe der Zeit, man entwickelt ja so als Pastor, Pastorin doch so'n bisschen eine Hochsprache, die natürlich auch mit der Literatur zusammenhängt, die wir benutzen, wenn da ein Kirchenvorsteher oder ein

Schlosser oder ein Jugendlicher seine eigene Sprache mit einbringt, dann hör ich das Wort Gottes ganz neu. Und also dieser Dienstgedanke Gottes an uns, meiner an der Gemeinde, der Gemeinde aber auch wieder an mir. Das wäre dann so in Richtung Chatroom, ne. Ich würde das nur nicht so nennen.

Peter Freund:

(zustimmend) hmm.

Ralf Schneider:

Ich würde zwei Dinge sagen, einmal, dass Gottes Wort ja zu Gehör kommt oder gesprochen wird oder da in den menschlichen Worten zur Sprache kommt, und zum andern die Gottesdienste so zu gestalten, dass viele auch unterschiedliche Leute in der Gemeinde in den Gottesdienst kommen und auch gerne dort sind.

(GD3 – Pfarrer/innen Kleinstadt Nord)

Die Teilnehmerin nimmt zunächst den Faden aus dem ersten Votum zu Beginn der Diskussion auf: Es geht ihr um den Gottesdienst als »Zuhause«, als »Heimat«. Aber in einem Punkt widerspricht sie ihren Vorrednern: Das Heilige, erfahrbar etwa im Gottesdienst, ist nicht als Teil des Alltagslebens zu sehen oder durch Erfahrungen im Gottesdienst in die Nähe des Alltags zu rücken, sondern es findet sich »neben dem, was mich so alltäglich bewegt«. Im Gottesdienst kommt das Heilige »in mein Leben mitten hinein«, es nimmt nicht die Formen des Alltagslebens an, sondern erscheint eher als das ganz Andere und gerade darin so effektiv. Die Aufgabe der Pfarrerin oder des Pfarrers ist es entsprechend, dies zu ermöglichen. In angemessenem Respekt gegenüber dem Heiligen kann sie oder er dies nicht umfassend gestalten, aber mit einer gewissen Demut »in Ansätzen rüber bringen«.

Offenbar ist, das zeigt der weitere Gesprächsverlauf, die Frage nach dem Bezug des Gottesdienstes zum Alltagsleben (als Gegenüber zum Alltag, als Übereinstimmung etc.) nur zu beantworten, indem diese immer wieder mit einer Rollenzuschreibung in Bezug gesetzt wird: Wer ist hier – in der Begegnung von Alltag und dem Heiligen – eigentlich in welcher Funktion aktiv, ermöglicht oder begünstigt etwas? Im Bild vom »Dienst« erhält schließlich die schon von Peter Freund im ersten Beitrag genannte Funktion des Gottesdienstes auch für die dafür Verantwortlichen eine Beschreibung: Auch die Gemeinde arbeitet am Gelingen des Gottesdienstes mit, ja sie muss es sogar, weil sonst gar keine alltags-

nahe und für die Vielzahl der Menschen verständliche (religiöse) Sprache erreicht werden kann. Man könnte es so zusammenfassen: Indem viele Menschen mit ihrer Sprache ihre Perspektiven und Lebensweltbezüge beitragen, wird das Evangelium für viele hörbar – und darin kann der Gottesdienst schließlich zum Dienst Gottes an den Menschen werden. Eine Orientierung der Verantwortlichen an der Lebenswelt der Teilnehmenden löst sich in diesem Modell quasi auf in eine gemeinsame Arbeit an einem für alle hörbaren Wort Gottes.

Zu diesem Entwurf erfolgt schließlich eine Zustimmung durch einen Teil der Gruppe – zugleich aber eine korrigierende Stellungnahme eines Gruppenmitglieds, das sich bisher noch nicht eingebracht hat: Hierin finden sich die beiden Ebenen, die im vorigen Beitrag zusammengebunden wurden, die Verkündigung des Wortes Gottes und eine Orientierung an der Lebenswelt derer, die »in den Gottesdienst kommen«, wieder klar getrennt. Eine Art Kompromiss findet sich in einer Neuformulierung, in der aus »dass Gottes Wort zu Gehör kommt« jetzt »in den menschlichen Worten zur Sprache kommt« wird.

In diesem Abschnitt erweist sich nun ganz speziell der Zusammenhang einer Lebensweltorientierung mit der Beteiligung der Gottesdienstgemeinde als strittig: Ist die Arbeit an der Lebensweltorientierung die Aufgabe der verantwortlichen Pfarrer/innen, so wie zugleich die Verkündigung ihre Aufgabe ist? Sind das hier – vielleicht durch den Unterschied zwischen Gottes Wirklichkeit und menschlichem Alltagsleben notwendigerweise – getrennte Bereiche? Oder gehört das eine mit dem anderen zusammen, trägt die Lebensweltlichkeit der Gemeinde nicht vielmehr selbst zu einer Nähe zwischen Evangelium und Leben bei – und entfaltet darin eine Botschaft für die Verantwortlichen? Anhand des Motivs vom »Gottesdienst als Chatroom« lässt sich im weiteren Gesprächsverlauf zeigen, wie das Verständnis von Lebensweltbezug zugleich mit dem Verständnis des eigenen pastoralen Handelns verknüpft ist:

Peter Freund:

Wenn ich dran denke, warum sich Leute in einen Chatroom einloggen, dann, weil sie Hilfe brauchen und weil sie Gleichgesinnte brauchen zum Austausch und (...) da wieder rausgehen und wieder zurück in ihr Leben, also, wenn man nicht Chatroom sagt, dann Tankstelle und das Evangelium holen und arbeiten lassen (...) Aber das, was du sagtest, zur Sprache kommen lassen, das ist mir auch sehr wichtig (...) Ich geh die Woche über hörend durch die Gemeinde. Und wenn mir jemand erzählt, das hat mir bei den russischen Vergewaltigungen im Weltkrieg geholfen, das ist der Bibelspruch, der mich so lange getragen hat, dann kommt der konsequenterweise als etwas, was

trägt und hilft, was die Hilfe schon erwiesen hat, in diesen Gottesdienst rein. Anonymisiert natürlich. (...) Ich bin also jemand, der diese Kommunikation unter den Gemeindegliedern, die so miteinander nicht reden können, am Laufen hält und deren theologische Lösungen und Lebensansätze anderen wieder zugänglich macht. Und das im Gottesdienst (...)

Ralf Schneider:

Also, mir begegnet das leider sehr selten, dass ich in der Gemeinde, bei Besuchen und so auf Glaubensaussagen stoße, und wenn, dann bewegen die sich eher so in der Richtung, dass mich Gott behütet und so, also so im Bereich des ersten Glaubensartikels, von Jesus kommt da eigentlich nie was. Ja, von daher bin ich eigentlich, wenn es um Glaubenserfahrungen geht, doch wieder mehr auf eigene Erfahrungen angewiesen oder auf Dinge aus meinem persönlichen Umfeld oder so (...)

Bernhard Wagner:

Mir ist auch wichtig, so in Anlehnung an das, was Peter Freund sagte, dass die Kommunikation, und damit haben wir ja vor allem zu tun, aus der Woche auch in den Gottesdienst mit hinein trägt, und wie das dann aussieht, ich denke, das macht sich schon bemerkbar, wenn die gottesdienstliche Gemeinde spürt, da ist einer, der für den Gottesdienst verantwortlich ist, der ist mit uns allen im Gespräch und das trägt dann, glaube ich, auch den Gottesdienst. Bei mir kommt so wie Du das jetzt sagt, Gisela, solche besonderen Gottesdienste, wo jeder, der da ist, zum Zuge kommen könnte und jeder mit seinen Worten seinen Glauben ausdrücken kann, kommt bei vor, mach ich mal, bereiten wir gemeinsam vor und so, ist aber nicht der normale Sonntag, der normale Sonntag lebt auch sehr stark von der gebundenen Sprache, dass ich eben auch als Pastor mal sagen kann, auf die Predigten konzentrier ich mich und geb ich mir Mühe, aber wenn ich denn mal eine Predigt erwischte hab, wo ich am Sonntagnachmittag sag, na Bernhard, würdest du nächsten Sonntag wieder zu dir in die Kirche kommen. Dass ich mir nicht so sicher bin (...) Auch mal Predigten, die nicht so gut sind, aber da ist noch viel viel mehr. Das Bibelwort, die Lieder, die tragen mich, die tragen andre. Wenn ich an Psalm 23 jetzt vom letzten Sonntag her denke, da sind wirklich tolle Versatzstücke, gebundene Sprache, was in der Tradition da ist, wo auch viele drin leben (...)

Heike Hofmann:

Also, das ist für mich, ich erlebe es in den Gottesdiensten auch so, dass die Gemeinde es gern hat, dass da jemand ist, der sagt, wo's lang geht. Dass ja

auch häufig gar nicht die Möglichkeit ist, sich auszudrücken und das zu sagen, sondern, dass sie gerne auch sich mitnehmen lassen wollen und dass das sehr hilfreich ist, wenn man sagt, der Gottesdienst läuft so und so ab und ich sage, was nun dran ist, ich bringe irgendwo für viele das Heilige da rein (...)

(GD3 – Pfarrer/innen Kleinstadt Nord)

Der Teilnehmer Peter Freund bedient nun sein Motiv, das zwischenzeitlich von einer anderen Teilnehmerin aufgegriffen worden war, ein weiteres Mal. Er definiert mit ihm den Bedarf, den er bei den Gottesdienst-Teilnehmenden wahrnimmt, als ein kommunikatives Bedürfnis nach »Austausch« mit »Gleichgesinnten«, der damit zur »Hilfe« wird. Gottesdienst ist darin mit seiner kommunikativen Funktion erfasst, die Rolle des Pfarrers als die des religiösen Kommunikators, während viele Gemeindemitglieder »so miteinander nicht reden können«. Hier wird beides, die Verkündigung einerseits und die Lebensweltnähe des Gottesdienstes andererseits, als übereinstimmend erlebt. Diese Übereinstimmung erfordert jedoch die Arbeit dessen, der diese Aufgabe, Kommunikation »am Laufen zu halten«, übernommen hat. Und diese Übereinstimmung erfordert eine Plattform, auf der Kommunikation stattfinden kann, nämlich den Gottesdienst. Nebenbei bemerkt: Dieser erhält im Deutungsmodell des hier zitierten Teilnehmers nun eine zentrale Rolle im Gemeindeleben, denn er ermöglicht den religiösen Austausch unter den Gemeindemitgliedern. Gottesdienstbesuch ist darin Sache der Gemeindemitglieder selbst, nicht einer willkürlich zustande kommenden Zahl von Menschen mit einer mehr oder weniger großen Nähe zu Kirche oder Gemeinde.

Dieser sehr profilierte Ansatz findet den Widerspruch gerade des Teilnehmers, der zuvor schon für eine Trennung von Verkündigungsarbeit und Lebensweltorientierung plädiert hatte: Für ihn sind solche Gelegenheiten kein Teil seiner pastoralen Arbeitsrealität. Er hat vielmehr den Eindruck, dass er als theologisch Verantwortlicher religiöse Deutungen vornehmen kann, die unter Gemeindemitgliedern üblicherweise eher nicht kommuniziert werden. Die Idee, dass er lediglich Kommunikator einer religiösen Kommunikation sei, die lediglich im Verlauf – nicht im Inhalt – von ihm abhängig ist, erscheint ihm wenig logisch.

Sein Nachredner nimmt den Faden auf, vordergründig, indem er an das Kommunikations-Modell anschließt, aber dann deutlich in Abgrenzung dazu: Kommunikation unter Gemeindemitgliedern ist für die Gemeinde ebenso zentral wie

eine gute kommunikative Einbindung des Pfarrers. Dennoch bleibt der Gottesdienst selbst ein geistliches Zentrum, das nicht von seiner Funktion als Plattform für Gemeindekommunikation abhängt, sondern diese Funktion weit übersteigt. Sichtbar wird das erstens in der Rolle des Pfarrers, die auf die Gemeinde positiv wirkt: »*Da ist einer, der für den Gottesdienst verantwortlich ist.*« »*Das trägt dann auch den Gottesdienst.*« Der Anteil an Gemeindekommunikation im Gottesdienst ist jedoch insgesamt – mit Blick auf das sonntägliche Normalprogramm – eher gering. Denn, und darin besteht zweitens die Aufgabe des Pfarrers, der Gottesdienst am »*normalen Sonntag*« ist geprägt von der Aussagekraft der »*gebundenen Sprache*«, an die der Pfarrer anzuknüpfen oder die er zur Verfügung zu stellen hat. Hierzu zählt nur ansatzweise und in ihrer eigenen Begrenztheit auch die Predigt, im Wesentlichen »*tragen*« jedoch nicht die von Anwesenden hergestellten kommunikativen Anteile und Inhalte, sondern die traditionellen Texte, die der Gemeinde zur Verfügung stehen. Sie übersteigen in ihrer Wirkung im Zweifelsfall das, was ein Pfarrer oder eine Gemeinde leisten können.

Hier handelt es sich ebenfalls um einen klassischen Widerspruch des Typus des »gestaltenden Liturgen« (Cluster 4) gegenüber dem Konzept der »Lebensweltorientierten« (Cluster 1): Die Nähe zur Lebenswelt der Menschen wird gerade dadurch erreicht, dass die Pfarrerin oder der Pfarrer an die religiöse Deutungswelt anschließt, »*wo auch viele drin leben*«. Das muss er nicht durch eigene Aufbereitung von Texten erstellen, sondern lediglich bereit halten – mit dem Erfolg, dass dann, als höchster Ausdruck der Wirksamkeit – traditionelle Bestandteile im Gottesdienst sogar mehr vermögen als eine Predigt es im Zweifelsfall kann.

So lassen sich anhand dieser kurzen Gesprächssequenz die Erkenntnisse der Clusterbildung weiter verdichten: Unstrittig ist offenbar unter den Befragten, dass eine Nähe zur Lebenswelt der Menschen durch kommunikative Leistung im Gottesdienst erreicht oder zumindest verstärkt werden kann, vor allem durch Pfarrerinnen und Pfarrer. Es entsteht jedoch kein Konsens darüber, ob die Nähe zur Lebenswelt selbst bereits einen zumindest latent religiösen Gehalt hat – indem Menschen von allein religiöse Fragen bedenken und nur noch eine Art gottesdienstliche Moderation durch eine Pfarrerin oder einen Pfarrer benötigen – oder ob dieser Gehalt vielmehr durch Pfarrerinnen und Pfarrer direkt gestützt und vielleicht sogar erst an die Menschen und ihr Alltagsleben herangetragen werden muss. Im letztgenannten Entwurf ist das Heilige das ganz Andere, das sich den Menschen im Alltag zunächst nicht, nur selten oder nur ansatzweise erschließt. Im erstgenannten ist religiöse Kommunikation zumindest in weiten Teilen auch das Produkt aller am gemeindlichen Kommunikationsprozess Beteiligten.

4.2 Prinzipien und Grenzen einer Orientierung an der Lebenswelt am Beispiel der Liturgie

Um nun zu erschließen, wie sich ein derartiger Dissens auf die konkrete liturgische Gestaltung des Gottesdienstes auswirken kann und wie umgekehrt aus der Sicht der Befragten konkretes liturgisches Gestalten als Ausdruck einer Positionierung in Fragen einer Lebensweltorientierung verstanden wird, greife ich zurück auf die Interpretationsarbeit, die in der ersten, qualitativen Phase dieser Studie von Tabea Spieß anhand der Gruppendiskussionen geleistet wurde.⁸ In der ersten Gruppendiskussion, die mit Pfarrerinnen und Pfarrern in einer Großstadt geführt wurde (GD 1), lässt sich ein ähnlicher Diskurs wie der zuvor beschriebene nachzeichnen. Darin sind aber nun sehr viel stärker auch unterschiedliche Modelle von liturgischer Gestaltung im Hinblick auf Zielgruppen und ihre Lebenswelt verknüpft:

Eines dieser Modelle geht etwa davon aus, dass, ganz im Sinn der »Lebensweltorientierten«, die Verwendung liturgischer Elemente ganz auf die Bedürfnisse der Teilnehmenden abgestimmt werden soll. Dies geschieht jedoch nicht direkt, etwa indem die Verantwortlichen nur bei einzelnen liturgischen Elementen prüfen, ob diese auch verständlich sind oder ob sie exklusiv wirken. Vielmehr wird eher indirekt Liturgie als etwas gedeutet, das seine Wirkung gerade dort entfaltet, wo Geborgenheit entsteht, wo Ablauf und Bestandteile vertraut sind und, was noch schwerer wiegt, der gesamte Gottesdienst einen spürbaren »roten Faden« aufweist, der den Beteiligten Sicherheit und das Gefühl eines großen, sinnvollen Gesamtzusammenhangs gibt. Unterordnung unter das Prinzip der Lebensweltnähe heißt dann in diesem Modell: Unterordnung unter einen thematischen roten Faden, wie es im folgenden Textbeispiel sichtbar wird.

Ute Demin:

Also wir haben eigentlich an der B-Kirche eine relativ normale Liturgie nach der Erneuernten Agenda, aber es besteht dann große Freiheit, die ich auch nutze und wahrnehme, Texte sozusagen wegzulassen, also zu sagen, die Epistel, die nimmt jetzt nochmal einen neuen Gedanken auf, das wird dann einfach zu voll und viel oder so, und dann nehme ich mir die Freiheit, und die anderen, die mit mir da Gottesdienste gestalten, auch, dann zu sagen, also wir lassen diesen Text mal weg, oder das Evangelium wird so aufgenom-

8. Hier handelt es sich um bislang unveröffentlichte Auswertungstexte zu den Gruppendiskussionen, die für weitere Arbeiten die Grundlage bilden.

men und der Predigttext komplett vorne mit der allgemeinverständlichen Lesung verknüpft. Also im Grunde den Gedanken des roten Fadens oder des Themas, nicht so explizit durch einen Satz, aber im Grunde vom Anfang bis zum Ende ein Gesamtwerk, wenn's ein Kunstwerk wäre.

(GD 1 – Pfarrer/innen Großstadt)

Hier wird deutlich: Das Konzept eines »roten Fadens« ist kein rein didaktisches Konzept, das nur auf Verständnis und Vermittlung ausgerichtet ist. Die Verantwortlichen rechnen hier mit einem Mehrwert des Gottesdienstes, der einen »roten Faden« aufweist: Er verweist zugleich auf etwas Höheres, wird zum »Kunstwerk« *aus Variation und Tradition*, das in seiner Bedeutung über seinen eigentlichen Wert hinausweist. Interessant ist nun die Frage nach den Prinzipien und den Grenzen des liturgischen Variierens mit Blick auf die Zielgruppen des Gottesdienstes. Hier findet sich in der Diskussion ein heftiger Streit um solche Prinzipien und Grenzen und entsprechend Positionen, die eher die Erwartungen der Zielgruppen in den Vordergrund stellen, im Gegensatz zu solchen, die immer wieder auch Unveränderliches betonen. Drei Pfarrerinnen formulieren solche gegenläufigen Perspektiven auf den Umgang mit Texten innerhalb weniger Minuten im gleichen Gesprächsgang, darum möchte ich sie hier in einer längeren Passage einander gegenüberstellen:

Christiane Stein:

Die Gemeinde in der Vorstadt hat sich auf die Menschen eingestellt, die einfach kirchenfremd sind und denen zunächst mal alles fremd ist, wenn sie in die Kirche kommen, und hat die Liturgie sehr reduziert, und das Glaubensbekenntnis wurde nur als exklusiv erlebt, weil von den Leuten, die kamen, konnte einfach niemand sagen, ich glaube an... so, also die fühlten sich dann fremd (...) Es gibt immer noch viele Leute, die sagen, sie fühlen sich dann fremd, wenn wir das Apostolikum sprechen. Und von daher einerseits Treue zur Tradition, aber andererseits soll niemand etwas sprechen, was nicht mit dem Glauben übereinstimmt und was vielleicht auch jetzt nichts ist, wo die Leute unbedingt reinwachsen wollen. Und von daher, wenn wir das Apostolikum sprechen, dann kündige ich es oft so an: Wir setzen unser Glauben, Hoffen und Lieben in Beziehung zu dem Glauben, Hoffen und Lieben unserer Mütter und Väter im Glauben. Da hat es dann eher so was Offenes, wir setzen in Beziehung, also wir sind nun ganz stark in der Tradition, das ist

unseres damit, aber das ist noch nicht der Schlusspunkt, das wird auch weitergehen, das ist ein Weg, zwischen Tradition und neuen Formen sich immer wieder zu finden.

Ute Demin:

Also ich kündige das Glaubensbekenntnis sehr straight an, ich sage: Wir stehen zu unserem Glauben mit den Worten unserer Mütter und Väter. Und finde dann das gemeinsame Sprechen, das mir vielleicht dann an der einen oder anderer Stelle auch schwer fällt, trotzdem so was wie ein Einbetten in die Tradition (...) Es hat sich bei mir noch mal verstärkt die Wichtigkeit des Glaubensbekenntnisses, nachdem ich ein Taufseminar gemacht habe, und am Anfang hatte ich das an die Wand gepinnt und hatte die Leute gebeten, zu sagen, welchem Aushang können sie zustimmen und welchem nicht. Rote Punkte sollten sie daran, grüne daran kleben, da blieb übrig: Ich glaube an Gott, Amen. So ungefähr, ist jetzt ein bisschen übertrieben, alles andere, also wie Jesus hatte da 'nen Punkt gemacht oder alles rote Punkte, und da dachte ich: Da geht uns was verloren. Also dieses ich glaube an Gott, das ist so diffus, und in der Innenstadt und Oststadt ist die Situation schon ziemlich diffus, man glaubt an alles Mögliche, so dass ich dachte: Leute, wir haben da auch was zu erklären, wir haben da auch eine Aufgabe, die uns mitgegeben ist.

Birgit Schröder:

Mir sind wichtig, auch grade das Glaubensbekenntnis oder alle liturgischen Teile, die sich wiederholen. Also mir ist wichtig, dass grade aus diesem Pädagogischen oder aus diesem, ach was hat sich denn der Pfarrer heute ausgedacht, nimmt er dies oder nimmt er das, oder dass ich selber das Thema des Gottesdienstes bestimme. Der Gottesdienst hat überhaupt kein Thema, der hat Texte, also da würde ich eher widersprechen, der hat kein Thema, sondern der hat eine Ausrichtung. Und deswegen ist mir auch wichtig, neben dem Glaubensbekenntnis, auch die Liturgie, das Kyrie, das Gloria entsprechend wenn die Passionszeit ist, das wegzulassen, also diese ganzen Wiederholungen, in die sich alle die, die Gottesdienst feiern wollen, auch reinfallen lassen können. Manch einer steht vielleicht etwas ferner, aber beim nächsten Mal nimmt er das als etwas Vertrautes wahr (...) Für mich ist wichtig, dass die Worte, dass die Texte gelesen werden. Ich sollte mir keine Gedanken machen, ob Herr XY hinten in der letzten Reihe jetzt grade diesen Text wahrnimmt, sondern er wird gelesen. Und was ein Mensch davon mitnimmt, das ist nicht bei mir. Ich möchte gern ein bisschen weg von diesem verkrampften »Es ist abhängig davon, wie du die Worte gebrauchst«, sondern eigentlich eher sagen:

»Die Worte werden gelesen. Sonntag für Sonntag. Du bist gar nicht so wahn-sinnig wichtig, die werden gelesen. Und die Liturgie wird gefeiert« (...) und sie steht nicht wie Teile aus einem Baukasten zur Disposition.

(GD 1 – Pfarrer/innen Großstadt)

In diesem stark diskursiven Abschnitt zeigt sich nun, wie die im ersten Stück beschriebene Position eines Gottesdienstes als »Kunstwerk« kein Extrem in der Diskussion darstellt, sondern eher einen Angelpunkt zwischen zwei weiteren Ansätzen. So stellt die zweite Position zu dieser Frage, nun ein tatsächliches Extrem, eine Position der unbedingten Variation um der Menschen und ihrer Bedürfnisse willen dar, wie dies durch Christiane Stein zum Ausdruck gebracht wird: Weil manche Menschen »kirchenfremd« sind und, was noch wichtiger ist, auch gar kein Bedürfnis haben oder nicht bereit sind, in die christlich-liturgische Tradition »hineinzuwachsen«, muss letztere in der Darbietung relativiert werden, nicht angeboten als ein Muss, sondern als ein offenes Angebot konzipiert. Hier wird das Credo zur Momentaufnahme des Christentums, zum Meilenstein in der Glaubensentwicklung, die als prinzipiell ungeschlossen verstanden – und vor allem: damit als integratives Angebot an Menschen außerhalb der liturgischen Traditionsgemeinschaft dargeboten – wird.

Aus dieser zweiten Position wird nun die von Ute Demin erstgenannte Position noch einmal profiliert: Das liturgische Variieren um des »roten Fadens« oder des liturgischen »Kunstwerks« willen eröffnet viele Möglichkeiten zum Ordnen oder auch zum »Weglassen« einzelner Elemente, aber grundsätzlich meint die Funktion der Liturgie ein »Einbetten in die Tradition«. Wo die Tradition in der Variation nicht mehr erkennbar und verfügbar ist, wird der christliche Glaube dahinter »diffus«, lassen die vielen verschiedenen Geschmäcker der Teilnehmenden aus der Überzeugung einen »Glauben an alles Mögliche« werden. Das Evangelium bleibt dann nicht nur unsichtbar, sondern im schlimmsten Fall irrelevant. So fungiert das »Kunstwerk-Konzept« ausdrücklich als ein Konzept, das gerade durch die Sensibilität für die Bedürfnisse der Teilnehmenden die Tradition bewusst einbezieht, auch wenn dies dann selbst der Pfarrerin zuweilen »schwer fällt«. ⁹

9. Hier eröffnet sich immer wieder auch das Themenfeld der Verbindung von beruflicher und privater (religiöser) Identität. Es mischen sich fortwährend eigene Bedürfnisse der Diskutierenden in Bezug auf den Gottesdienst mit den Vorstellungen einer »guten« Gestaltung des Gottesdienstes für andere. Dieser Aspekt ist beispielhaft thematisiert in: Jeannett Martin, Mensch – Alltag – Gottesdienst. Bedürfnisse, Rituale und Bedeutungszuschreibungen evangelisch Getaufte in Bayern, Berlin 2007.

Mit Blick auf die Clusteranalyse lässt sich vermuten, dass gerade der Cluster der »Lebensweltorientierten« hier einen recht großen Spielraum ermöglicht, was – über die enorme Bereitschaft zur Abstimmung liturgischen Handelns auf die Teilnehmenden im Gottesdienst hinaus – die Feinjustierung von Tradition und Variation anbelangt. Und dies zeigt ein weiteres Mal, was sich auch aus der Analyse von Fachdiskussionen zur Orientierung an Zielgruppen, Lebenswelten oder auch Milieus zeigt, dass nämlich sehr genau definiert werden muss, was genau eine Orientierung an der Lebenswelt meinen soll und mit welchen theologischen, didaktischen und dann auch liturgischen Implikationen – und innerhalb welcher Grenzen – dies geschehen soll.

Aus diesem Angelpunkt entwickelt sich in der Gruppendiskussion schließlich eine dritte Position, die im Sinne der Clusteranalyse als Konzept einer »gestaltenden Liturgie« verstanden werden kann. Es handelt sich dabei ganz offensichtlich um ein Konzept, in dem das Wohlergehen der Gottesdienstgemeinde durchaus berücksichtigt wird, ein allzu variationsfreudiges liturgisches Handeln aber nicht als förderlich für dieses Wohlergehen angesehen wird. Wo Pfarrerinnen und Pfarrer ihre Orientierung an der Lebenswelt der Beteiligten zu sehr in den Mittelpunkt stellen, leidet das Eigentliche des Gottesdienstes, wird der Gottesdienst zum Spielball und werden liturgische Elemente zu Bestandteilen eines »Baukastens«. Wo das »Thema« des Gottesdienstes von der Pfarrerin im schlimmsten Fall gewählt, im besten Fall nur mit viel Elan ausgestaltet wird, gerät dabei in den Hintergrund, was der Gottesdienst eigentlich zu bieten hat, nämlich eine »Ausrichtung« auf das Wort Gottes, auf biblische »Texte«, deren Lesung über die Gestaltungsfähigkeit des Menschen hinaus wirken.

Eine Annäherung der Zielgruppe an diesen Kern des Gottesdienstes erfolgt nach diesem Konzept nicht durch eine Anpassung des Gottesdienstes und seiner Bestandteile an deren kommunikative Gewohnheiten, sondern durch Wiederholung des Gegebenen und Gewöhnung daran. Der Gottesdienst erscheint hier stärker selbst als Subjekt: Er »hat Texte« und verfügt damit über eine eigene Intention – die durch allzu viel »Pädagogik« der Pfarrerin und allzu viel Nachsinnen über das Vorverständnis einzelner Teilnehmender eher verschleiert wird. Von dieser, in diesem Konzept theologisch gebotenen Zurückhaltung der Pfarrerinnen und Pfarrer in Bezug auf die Lebensweltorientierung in der liturgischen Gestaltung, weil ja die Wirkung des Wortes nicht vom Geschick der Pfarrer/innen abhängt, ist dann in Folge deren Funktion (oder: Rolle) im Kern betroffen: »Du bist gar nicht so wahnsinnig wichtig«.

So wie diese dritte Konzeption letztlich für sich in Anspruch nimmt, eine Orientierung an den Teilnehmenden zu leisten, nimmt ebenso die erste Konzeption für sich in Anspruch, mitten in der Orientierung an Lebenswelten zugleich

Geborgenheit zu bieten wie auch die zweite und dritte Konzeption. Die Differenzen entstehen aber dort, wo die Rolle der Pfarrerin oder des Pfarrers in der liturgischen Gestaltung zur Disposition steht, und diese Differenzen werden in der Gruppendiskussion akut ausgelöst vom Begriff des »Pädagogischen«: Ist denn, wenn tatsächlich eine wie auch immer geartete Passung mit der Lebenswelt der Teilnehmenden erreicht ist, dies nun ein Resultat der »guten« liturgischen Gestaltung durch die Pfarrerin im Sinn einer gelungenen Didaktik oder ist das vielmehr ein Resultat des Gottesdienstes und seiner Wirkung selbst – von der Pfarrerin unabhängig? In der weiteren Diskussion entwickelt sich aus dem Begriff der »Pädagogik« oder des »Pädagogisierens« eine weitere Schleife im Disput, die eben diese Frage zu klären versucht und darin die Positionen weiter schärft:

Christiane Stein:

(lacht) ich kann anknüpfen, und doch ist manches bei mir oder bei uns anders. (lacht) Also anknüpfen gerne, Liturgie etwas sich Wiederholendes, Hineinfallenlassendes oder wo wir uns hineingeben können. Das empfinde ich auch ganz stark so. Und bei uns, wie gesagt, manche Elemente kommen weniger vor, andere sind neu entstanden, zum Beispiel dass wir vor dem Predigttext einen zweistimmigen Taizegesang einüben, also am Anfang kommt Choral, dann kommt Taizegesang und dann kommt Predigttext, Musik, Predigt, und dann wieder Taizegesang. Da entsteht eine sehr konzentrierende Mitte, und durch dieses Zweistimmige und sich oft Wiederholende entsteht auch ein liturgisches Element eigener Art (...) Und die Leute, die zu uns regelmäßig kommen, die empfinden das, und auch ich selber, ich lass mich jedes Mal reinfallen. Und es hat nichts Verkrampftes (...) Also, es hat nichts Pädagogisches für mich, sondern es ist immer wieder auch ein Abspüren, worin kann ich und können wir uns reinfallen lassen. Und darüber sind wir im Gespräch und das entwickeln wir dann weiter und an manchen Stellen differiert es eben zum klassischen Gottesdienst. Wie es ja wahrscheinlich allgemein bekannt ist, eröffnen wir auch nicht im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und beschließen mit dem dreimaligen Herrn, sondern zu uns kommen halt viele Leute, die auch ne große Sensibilität für gendergerechte Sprache haben, und uns ist es ein großes Anliegen, dass das Gottesbild weitergedacht, gefühlt und angebetet wird und dann ist eben die Eröffnung im Namen Gottes, Mutter, Vater allen Lebens, im Namen Jesu Christi, Bruder und Erlöser, im Namen der Kraft der Weisheit, die alles Leben umfängt und durchströmt, beispielsweise. Und das ist etwas, wo Men-

schen einfach von Herzen mitgehen können (...) Deshalb kommen sie zu uns und gehen nicht woanders hin, es ist ja auch ein Schatz in dieser Stadt, dass es unterschiedliche Ausrichtungen gibt und dass Menschen gucken können, wo kann sich ihr Herz öffnen und wo können sie mitfeiern.

(GD 1 – Pfarrer/innen Großstadt)

Hier wird nun deutlich: Auch die »Lebensweltorientierte« beansprucht die Beheimatungsfunktion der Liturgie, füllt diese jedoch inhaltlich anders als die »Gestaltende Liturgin«. Den Vorwurf, hier würde versucht, gewissermaßen mit Gestaltungsmacht oder auch struktureller Gewalt eine Wirkung herbeizuführen – während andere diese Wirkung dem Gottesdienst selbst und dahinter Gott selbst zutrauen – möchte die »Lebensweltorientierte« nicht auf sich sitzen lassen. »Pädagogik« im Sinne eines Herrichtens von Bedeutung für die teilnehmenden Menschen findet in dieser Deutung nicht statt. Zugleich wird sichtbar, welche Spannung im Diskurs an dieser Stelle entsteht. Häufiges Lachen und auch gegenseitiges Unterstützen oder Infragestellen der Gesprächspartner/innen durch kleine Zwischenbemerkungen (hier zugunsten der Lesbarkeit nicht im Detail aufgeführt), markieren diese Momente als besonders dichte Stellen im Gespräch. Und ebenso spürbar ist auch der gegenteilige Vorwurf etwa an die Vertreterin der dritten Position einer Ausrichtung auf das Wort Gottes: Wo Menschen sensibel sind, mit Traditionen aus unterschiedlichen Gründen ihre Schwierigkeiten haben, muss im Sinne der hier Sprechenden das Gegebene im Gottesdienst für sie aufbereitet werden.

Entschärfend wirkt hier der Rückgriff auf die Großstadtsituation: Mit Blick auf die Kirche als Ganzes sollte diese liturgische Position nicht bedrohlich sein, denn die Menschen haben die Freiheit, aus unterschiedlichen liturgischen Angeboten auszuwählen. Und hierin, so fordert die Haltung der »Lebensweltorientierung«, ist das Subjekt der einzelne Mensch: Nur er kann entscheiden, wo sich das »Herz öffnen kann« und entsprechend die Botschaft auch ankommen kann. Hierin, das wird nun deutlich, geht es nicht nur um die Rolle der Pfarrerin oder des Pfarrers als Gestaltende im Gottesdienst, sondern durchaus auch um die Rolle der Menschen, die teilnehmen: Inwieweit müssen diese Menschen selbst etwas leisten, eine Wahl treffen, selbst spüren, worin für sie ein religiöser Gewinn steckt oder womit sie etwas anfangen können? Und inwieweit sind sie hierin auf die Arbeit der liturgisch Verantwortlichen angewiesen? Im weiteren Verlauf meldet sich die Teilnehmerin, die hier das dritte Konzept eingeführt hatte, nochmals zu Wort, wiederum thematisch geleitet durch den Diskurs um das »Pädagogische im Gottesdienst«:

Birgit Schröder:

Ich will da gar nicht drauf bestehen, aber mir ist dieses Wort trotzdem wichtig, für mich drückt es etwas Wichtiges aus. Also ich mach mir diese Arbeit nicht, dass ich jeden Sonntag, ich polarisiere jetzt mal ein bisschen, wie eine Religionslehrerin mir überlege, wie bringe ich das denn jetzt dieser Gruppe bei. Ich mache ein Bild, ich mache einen Text, ich biete was an. Vielleicht liege ich auch falsch. Also ich denke, dass der Gottesdienst eine Sache ist für einen mündigen Menschen. Ich akzentuiere, das ist richtig, aber das was es zu beten gibt, das ist da. Und das kann ich sprechen, und das kann ich auslegen oder das kann ich auch feiern, aber ich bediene mich nicht sehr vieler Hilfsmittel (...) Wir haben eine Orgel, wir haben Musik, also unterschiedliches Liedgut, und wir haben die Texte. Und wir haben uns selber. Und ich denke, dass dieser Purismus auch etwas Inneres freisetzt, was zuviel Hinführung, zuviel Hilfe eher zudecken könnte. Also das ist einfach ein anderer Ansatz, und deswegen bleibe ich bei dem Wort pädagogisieren.

(GD 1 – Pfarrer/innen Großstadt)

In diesem Abschnitt bringen es die Diskutierenden auf den Punkt: Es geht in der Orientierung an der Lebenswelt der Teilnehmenden ganz zentral um die Zuweisung unterschiedlicher Rollen und nur im Hintergrund um tatsächliche Verständlichkeit liturgischer Stücke oder um einen erkennbaren inneren Zusammenhang der Elemente des Gottesdienstes. Betroffen sind jetzt Fragen, die ebenso als kirchentheoretische Fragen fungieren: Welche Funktion haben Pfarrerinnen und Pfarrer, welche Bedeutung hat die theologische und liturgische Kenntnis und die professionelle Rolle der Geistlichen? Was ist den Besucherinnen und Besuchern eines Gottesdienstes abzuverlangen, nicht nur an hermeneutischen und kommunikativen Leistungen, sondern an Ansprüchen wie dem, sich im System Kirche oder Gemeinde eine Position und einen (vor allem stilistisch, aber möglicherweise auch theologisch) angemessenen Ort zur Feier des Gottesdienstes zu suchen? Sicher ist, dass es in der Vielzahl der Gemeinden sowie in der Vielfalt der liturgisch Handelnden in Pfarramt, Kirchenmusik und Ehrenamt bereits jetzt ein weites Spektrum von Angeboten und Ansprüchen ermöglicht, hier Positionen zu entwickeln, zu profilieren und – auch als kirchentheoretische Fragen – weiter zu diskutieren.

5. Ausblick

Als ein Ergebnis empirischer Forschung ergeben sich regelmäßige weitere Forschungen, und dies ist auch im Ergebnis dieser Studie der Fall. Nicht nur, weil hier noch einiges Material aus Gruppendiskussionen und standardisierter Befragung nicht oder nicht in vollem Umfang ausgewertet ist und ein Mehr an Erkenntnissen verspricht, sondern auch indem aus der vorliegenden Analyse weitere Fragen auftauchen, die eine neue Schleife der Auswertung – oder neuer Erhebungen – eröffnen sollten. Hierzu zählen in erster Linie kirchentheoretische Fragen, die neben einer empirischen Sichtung auch eine theoretische und in jedem Fall eine liturgiewissenschaftliche Diskussion verlangen. Des Weiteren zeigen sich Desiderate in der begrifflichen Erfassung der hier untersuchten Bereiche. Konzepte von »Lebenswelt« oder »Zielgruppen« wären in den Bereichen der Sozialwissenschaften, in denen sie fachlich entwickelt wurden und noch weiterhin entwickelt werden, zu erfassen und in die Debatte um Gottesdienst und Liturgie sowie in die Debatte um berufliche und liturgische Rollen einzubeziehen.

Darüber hinaus wäre von Seiten der Liturgiewissenschaft eine »Antwort« auf die in dieser Ausarbeitung entwickelten Fragen nach der Rolle von Liturgie Gestaltenden und den weiteren, am Gottesdienst beteiligten Menschen zu geben. In diesen Kontext gehörte auch eine Diskussion der Zusammenhänge von theologischen und anthropologischen Aspekten des Gottesdienstes. Zunächst theoretisch klar voneinander unterschieden, geraten die beiden Seiten der gottesdienstlichen Medaille nun in eine Art Wechselbeziehung, in der die menschliche Hörfähigkeit – oder auch Hörgewohnheit – als Zugang zum Evangelium oder umgekehrt die (z. B. bei »Kirchenfernen« vermutete) Hörunfähigkeit als Hindernis im Zugang eine quasi theologische Rolle zu spielen scheinen. Hier ist auch eine funktionale Positionierung pädagogischer Prozesse zu überlegen, gerade auch in Spannung oder im Zusammenwirken mit religiösen Vorgängen.¹⁰

10. Als Thema zukünftiger Debatten bereits mehrfach angeregt; vgl. *Michael Meyer-Blanck*, *Liturgie und Liturgik. Der Evangelische Gottesdienst aus Quellentexten erklärt*. 2., aktualisierte Auflage, Göttingen 2009, 325.